

**WLADIMIR
KAMINER**

Meine Mutter, ihre Katze
und der Staubsauger



GOLDMANN

Personen, Tiere und Geräte, die in dem Buch eine wichtige Rolle spielen:

Die Familie:

- Meine Mutter
- Meine Tante aus Kreuzberg (die Schwester meines Vaters)
- Meine Tante aus Donezk (die Tochter der Schwester meines Großvaters)
- Meine Oma aus Odessa (die Mutter meines Vaters)
- Die jüngere Schwester meiner Mutter

Der Freundeskreis meiner Mutter:

- Die Kommunisten-Oma (ehemals Dissidenten-Tante)
- Die Musik-Oma (war mit einem Schwaben verheiratet)
- Die Reise-Oma (hat viele Freunde bei dem Reisebüro »Vorwärts!«)
- Die Putzfrau Nina aus Litauen

Die Mitbewohner meiner Mutter:

- Die psychisch labile Jagdkatze Wassilissa
- Eine rotbeinige Schildkröte namens Lena
- Der ständig verliebte Staubsauger Wasja
- Eine sprechende Gesundheitsuhr
- Ein Fahrradtrainer mit vergifteten Griffen
- Ein Fernsehgerät mit 120 Programmen

Weitere Informationen zu Wladimir Kaminer sowie zu lieferbaren Titeln des Autors finden Sie am Ende des Buches.

WLADIMIR
KAMINER

Meine Mutter,
ihre Katze und der
Staubsauger

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2018

Copyright © der Originalausgabe

2016 by Wladimir Kaminer

Copyright © dieser Ausgabe 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

unter Verwendung der Gestaltung und Konzeption

von buxdesign | München

Autorenfoto: © Urban Zintel

AB · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-48751-6

www.goldmann-verlag.de

Alle Kapitel sind nach Wünschen und Träumen meiner Mutter benannt

Fernsehen	7
Englisch lernen	14
In Rente gehen	20
Auf die Gesundheit achten	28
Kreuzworträtseln	34
Geld ausgeben	41
Erwachsene Kinder erziehen	48
Kochen für den Frieden	56
Die Welt verstehen	67
Sich an früher erinnern	74
Träumen	79
Schildkröten sammeln	88
Für Handwerker Bier kaufen	95
London sehen	103
Schwimmen gehen	113
Ski fahren	119
Sich modisch anziehen	126
Kinder füttern	131
Sauber machen	139
Sich wundern	147
Stufen zählen	152

Um die Wahrheit streiten	159
Drehbücher lesen	167
Sich Sorgen machen	178
Sport treiben	183
Sich über Politik ärgern	197
Halloween feiern	202
Kehrwochen ablehnen	213
Gute Noten nach Hause bringen	219
Richtig übersetzen	225
Das Christkind retten	233
Salate machen	241
Spazieren gehen	247

Fernsehen

Solange ich zurückblicken kann, haben sich meine Eltern gestritten. Zuerst dachte ich, sie täten es aus Besserwisserei, denn immer ging es darum, wer recht hatte. Als sie auch nach vierzig Jahren Ehe nicht aufhörten zu streiten, wurde mir klar, dass es möglicherweise um etwas anderes ging. Denn nach so langer Zeit sollte es wirklich jedem egal sein, wer recht hatte. Meine Frau behauptete, die Streitereien meiner Eltern seien eine Form von Liebe, eine extreme Form der Zuneigung, in der Zärtlichkeiten durch Anfeindungen ersetzt würden. Zum Glück hat meine Mutter das nicht gehört.

»Es war schon immer mein Traum, allein zu leben«, sagte meine Mutter entschlossen, nachdem mein Vater gestorben war. »Endlich kann ich die Ruhe genießen. Du weißt, dein Vater hat mich ein Leben lang terrorisiert. Wir passten überhaupt

nicht zueinander. Er ging immer so früh schlafen, dass ich keine einzige Fernsehserie zu Ende schauen konnte. Jahrelang musste ich jeden Krimi an der interessantesten Stelle ausmachen. Ich weiß bis heute nicht, wer in ›Die Rückkehr des Spions‹ der Verräter war. Das Einzige, was deinen Vater im Fernsehen interessiert hat, waren die Nachrichten und Sport. Danach machte er das Licht aus und schnarchte. Ich wäre auch gerne ins Ballett gegangen – ach, wie großartig ist die Ulanowa in ›Romeo und Julia‹ über die Bühne geschwebt. Ich habe ja viele gute Tänzerinnen gesehen, die hoch springen und sich gut drehen konnten, aber alle liefen über die Bühne, als würden sie zu spät zum Zug kommen. Nur die Ulanowa lief mit Herz. Aber sogar wenn ›Romeo und Julia‹ im Fernsehen tanzten, lief auf einem anderen Programm jedes Mal ein verfluchtes Eishockeyspiel, die einzige Sendung, die deinem Vater den Schlaf raubte. Es passte nie.«

In der Tat waren meine Eltern Menschen, die unterschiedlicher nicht hätten sein können. Meine Mutter liebte frische Luft, mein Vater schätzte die Wärme. Meine Mutter machte stets alle Fenster auf, mein Vater machte sie wieder zu. Meine Mut-

ter ging gerne spazieren, mein Vater saß lieber in der Sauna oder lag auf dem Sofa. Meine Mutter mochte Kartoffelpüree, mein Vater aß Kartoffeln nur gebraten.

Besonders schwierig war es am Wochenende, wenn Papa nicht zur Arbeit gehen musste. Er war ein lauter, streitsüchtiger Mensch. Er terrorisierte die Katze, sodass sie sich ständig unter dem Stuhl verstecken musste. Er terrorisierte die Tauben auf dem Balkon und die Nachbarn, aber in erster Linie seine Frau.

»Was hast du schon wieder gekocht! So etwas Ekliges essen doch normale Menschen nicht! Du kannst überhaupt nicht kochen!« Und so weiter und weiter.

Meine Mutter hat fast jedes Wochenende geweint.

Nach dem Tod des Vaters wurde es in der Wohnung erst einmal sehr still. Meine Mutter saß bis spät in die Nacht vor dem Fernseher. Alle Fenster waren offen, frische Luft strömte durch die Wohnung. Nach einer Weile kam auch die Katze unter dem Stuhl hervor und machte es sich auf den Knien meiner Mutter bequem. Ab und zu sprang

das Tier jedoch herunter und lief zum Balkon, denn die Tauben waren zurückgekommen.

Meine Mutter erholte sich von fünfundvierzig Jahren Ehe. Sie ging spät ins Bett, schlief lange und gut. Doch dieses stille Leben war leider nicht von Dauer. Zwei Wochen nach seinem Tod erschien ihr Papa im Traum.

»Was hast du schon wieder gekocht«, wütete er, »Kartoffelbrei! Das sieht ekelhaft aus.«

Meine Mutter verteidigte sich, sie habe ja nur für sich selbst gekocht. Der Vater wollte ihr aber wie immer nicht zuhören und schimpfte weiter. Sie haben sich furchtbar gestritten. Im Traum hat meine Mutter ihrem verstorbenen Ehemann zum ersten Mal Böses gewünscht, obwohl er schon tot war und ihm niemand mehr etwas anhaben konnte. Seitdem erschien er regelmäßig in Mutters Träumen. Die Ruhe verschwand aus der Wohnung, die Katze versteckte sich wieder unter dem Stuhl, die Tauben flogen weg, und meine Mutter rief mich vormittags an, um zu erzählen, welche Frechheiten der Verstorbene sich dieses Mal wieder erlaubt hatte.

»Das ist wohl mein Schicksal«, meinte sie, »mit

diesem Menschen bis ans Ende meiner Tage zu streiten.«

Meine Frau sah ihre Liebestheorie bestätigt: »Du siehst doch selbst, sie können ohne einander nicht leben. Was kann das sein, wenn nicht Liebe?«, meinte sie.

»Erzähl das bloß nicht meiner Mutter«, bat ich meine Frau.

Meine Mama brauchte unbedingt Ablenkung. In einer russischsprachigen deutschen Zeitung las ich einen Bericht über ein neues erfolgreiches Modell, um russisches Fernsehen in Deutschland zu empfangen. Das Signal sollte nicht per Kabel empfangen werden, denn niemand wusste, wo diese russischen Kabel am anderen Ende aus der Erde kämen, und auch nicht per Satellit, denn die russischen Satelliten änderten manchmal von allein ihre Laufbahn und zeigten statt der Nachrichten irgendwelche Schweinereien. Das Signal sollte daher übers Internet kommen. *Kartina.TV* versprach 160 Kanäle mit Filmen und Serien aus der Zeit, als meine Eltern noch jung gewesen waren.

Hoffnungsfroh schenkte ich Mama *Kartina.TV* zu Weihnachten – jedoch mit schlechtem Gewis-

sen. In der letzten Zeit hatte sie sich immer wieder beschwert, sie würde zunehmen, weil sie jetzt nur noch das kochte, was ihr selbst schmeckte. Ich sagte ihr, sie solle sich eben mehr bewegen und weniger vor der Glotze sitzen. Jemandem mehr Bewegung zu empfehlen und gleichzeitig 160 zusätzliche Fernsehprogramme mit Spielfilmen zu schenken ist, das gebe ich zu, nicht wirklich hilfreich. Mir schien es jedoch wichtiger, dass wieder Ruhe in das Leben meiner Mutter einkehrte.

Die ersten zwei, drei Tage nahm meine Mutter *Kartina.TV* mit Misstrauen auf. Sie brauchte etwas Zeit, um festzustellen, mit welchem Knopf welches Programm zu finden war. Danach war sie vom Sofa nicht mehr wegzukriegen. Alles, was sie in ihren Ehejahren verpasst hatte, holte sie jetzt nach.

»Stell dir mal vor, sie haben sogar ›Die Rückkehr des Spions‹ gezeigt! Jetzt weiß ich, wer ihn verraten hat«, freute sich meine Mutter am Telefon. »Die Ulanowa haben sie in ›Romeo und Julia‹ und in ›Schwanensee‹ auf Vorrat in der Mediathek, diese Aufführungen habe ich mir schon drei Mal angeschaut. Sie haben einfach alles!«, freute sich Mama. »Sie haben sogar alle alten olympischen

Winterspiele auf Speicher, sowjetisches Eishockey, wer hätte das gedacht? »Das Wunder auf Eis« von 1980, als die Russen gegen die Amerikaner plötzlich drei zu vier verloren haben. Dein Papa hat damals furchtbar geschrien und wollte den Fernseher aus dem Fenster werfen. Ich schaue mir das Spiel natürlich nicht an, dein Vater hätte es aber sicher sehr gern noch mal gesehen.«

Seit *Kartina.TV* da ist, erscheint ihr Papa seltener im Traum. Und wenn, dann schimpft er nicht mehr, sondern sitzt mit einem beleidigten Gesicht auf dem Bett, schaut zur Decke, wartet und schweigt. Vielleicht hofft er insgeheim, dass sie sich einmal zusammen »Das Wunder auf Eis« von 1980 ansehen.

Englisch lernen

Im Frühling, wenn die Uhren auf Sommerzeit umgestellt werden und die Kastanienbäume in unserer Straße die ersten Blüten bekommen, werden in allen Volkshochschulen der Stadt die Anmeldungen für die nächsten Kurse gesammelt. Alle, die weiterlernen oder einen neuen Kurs absolvieren wollen, müssen diese Formulare ausfüllen.

»Ich weiß nicht, ob ich mich fürs nächste Jahr wieder anmelden soll, ich bin schon viel zu lange in dieser Gruppe«, zweifelte meine Mutter. »Die Lehrerin wird mich bestimmt schräg angucken, wenn ich im September wieder erscheine.«

Seit 23 Jahren lernte meine Mutter an der Volkshochschule Lichtenberg Englisch, immer in derselben Gruppe mit derselben Lehrerin und demselben Programm: *present tense*, *present continuous*, *past perfect*, unregelmäßige Verben, weiter nach

dem Lehrplan. Mit 83 Jahren war sie die älteste Englischschülerin in der Klasse. Das war nicht immer so. Früher gab es ein paar ältere Kollegen, die inzwischen aber verstorben sind. Einer hatte sich sogar während des Unterrichts verabschiedet – wegen Herzversagen. Eine furchtbare Geschichte.

»Und wie lange bleibt mir noch zu leben«, philosophierte meine Mutter. »Ich glaube nicht, dass ich dieses Studium jemals beenden werde. Das Leben ist zu kurz, um richtig Englisch zu lernen.«

»Natürlich musst du dahin gehen, nächstes und auch übernächstes Jahr«, riet ich ihr. »Eine Sprache zu lernen braucht eben ewig. Es geht ja nicht nur um Grammatik, sondern um die Praxis, um mit jemandem Englisch sprechen zu können. Außerdem diszipliniert nichts einen Menschen besser als das Studium fremder Sprachen. Sonst würde man gar keinen Grund finden, morgens aus dem Bett zu steigen.«

Meine Mutter beschwert sich häufig, sie würde sich zu wenig bewegen, und wenn, dann meistens nur zwischen Küche und Fernsehsessel. Doch jeden Mittwoch steht sie früh auf, macht sich eine aufwendige Frisur und fährt durch die halbe Stadt

nach Lichtenberg: *present tense*, *present continuous*, *past perfect*, unregelmäßige Verben. Als Hausaufgabe bekommt sie ein bestimmtes englisches Buch, das sie zu Hause lesen und dann vor der Gruppe mit eigenen Worten nacherzählen soll. Einen Krimi von Agatha Christie zum Beispiel, die Geschichte eines gescheiterten Banküberfalls. Meine Mutter muss sich dabei nicht allzu sehr anstrengen, denn die meisten Agatha-Christie-Romane hat sie bereits als junger Mensch in der Sowjetunion im Original gelesen. Sie lernte nämlich schon damals Englisch. Ihre Begeisterung für diese Sprache hatte sie an dem Tag entdeckt, als der amerikanische Präsident John Kennedy erschossen wurde und die Bilder dieser Tragödie um die Welt gingen. Meine Mutter hatte den Erschossenen zu dessen Lebzeiten sehr sympathisch gefunden. Er war oft im sowjetischen Fernsehen gezeigt worden, hatte ein unwiderstehliches Lächeln und direkt, aber unverständlich geredet.

Nach seiner Ermordung beschloss meine Mutter spontan, Kennedys Muttersprache zu lernen. Sie begann zuerst autodidaktisch englische Lehrbücher zu studieren, später machte sie in einer

Sprachschule weiter. Sie entdeckte in Moskau einen Buchladen mit englischsprachiger Literatur, las alle Agatha Christies weg und dazu noch ein paar Liebesromane unbekannter amerikanischer Autoren. Ihre Englischkenntnisse hätten ihr im Leben oft geholfen, erzählte sie. Als sie nach einem Streit von ihrer Mutter wegziehen wollte und dringend Geld für den Umzug und für eine eigene kleine Wohnung brauchte, bekam sie den Job, technische Texte aus dem Englischen ins Russische zu übersetzen. Es ging um Nebelvertreibung auf Flughäfen. Mit dem Geld, das sie für diese Übersetzungen bekam, konnte sie ein neues Leben beginnen.

Als sie in den Neunzigerjahren nach Berlin zog, fing sie an, von Deutschland aus die Welt zu erkunden. Sie reiste viel und gerne in fremde Länder: nach Spanien, Frankreich und in die Türkei. Überall verwendete sie ihre Englischkenntnisse als Mittel zur Kommunikation. Mit Erfolg. Erstaunlicherweise war meine Mutter bis dahin noch nie in England gewesen und hatte noch keinen einzigen Engländer kennengelernt oder gesprochen. Sie hatte London zwar schon immer besuchen und auf

dem Trafalgar Square spazieren gehen wollen, doch die Reise war immer wieder verschoben worden.

Einmal stand sie kurz davor, zusammen mit ihrer Schwester, die aus Moskau nach Berlin zu Besuch gekommen war, den Ärmelkanal zu überqueren. Die beiden Frauen hatten eine preisgünstige dreitägige Busreise erworben, ein Besuch im Buckingham Palast wurde geplant sowie ein Spaziergang auf oben erwähntem berühmtem Platz. In Calais stellten sie jedoch fest, dass das Visum der Schwester, für Deutschland und Frankreich gültig, auf britischem Boden nicht galt. Meine Mutter konnte ihre Schwester in Calais nicht allein lassen, und so verbrachten die beiden die halbe Nacht in einem leeren Stadion auf einer Bank mit einer Flasche Wein. Sie hatten keinen Korkenzieher dabei, aber zum Glück konnte meine Mutter ja Englisch. Sie wusste, was Korkenzieher auf Englisch hieß, und bat einen vorbeijoggenden Franzosen um Hilfe. Am nächsten Morgen holte der Bus die zwei Schwestern ab und brachte sie zurück nach Berlin.

Den Traum einer Londonreise hatte meine Mutter auch danach noch, denn sie wollte endlich einmal mit einem Muttersprachler reden und nicht

nur mit Ausländern oder Freunden in der Volkshochschule. Im nächsten Kurs wollte sie sich etwas mehr Mühe im Unterricht geben und dann noch einmal den Versuch einer Reise auf die Insel wagen.

Meine Tochter, die auf ein Sprachgymnasium geht und bereits etliche Engländer im Zuge eines Schüleraustauschs kennengelernt hat, versuchte mehrmals mit ihrer Oma Englisch zu reden – vergeblich. Sie behauptet nun steif und fest, Omas Studium sei ein Fake, ein bloßer Zeitvertreib, in Wirklichkeit könne Oma überhaupt kein Englisch. Die Oma behauptet dasselbe von ihrem Enkelkind. Ich selbst beherrsche diese Sprache nicht, ich weiß nicht, ob ich dem Kind glauben soll. Einerseits habe ich mehrmals englische Bücher auf dem Schreibtisch meiner Mutter gesehen, andererseits weiß ich nicht nur vom Hörensagen, dass es auf russischen Flughäfen zu jeder Jahreszeit sehr nebelig ist.

In Rente gehen

Meine Mutter ist vor dreißig Jahren in Rente gegangen, weil Frauen in der Sowjetunion schon mit 55 Jahren in Rente gehen durften. Sie hat damals keine Sekunde gezögert, denn sie mochte ihre Arbeit nicht. Sie war in ihren letzten Arbeitsjahren Lehrerin für Festigkeitslehre und Mechanische Maschinenteile an einer technischen Schule gewesen. Die jungen Studenten hatten aber nichts von mechanischen Maschinenteilen wissen wollen, stattdessen interessierten sie sich für die Körperteile ihrer Mitschülerinnen, spielten der Lehrerin Streiche und hörten ihr überhaupt nicht zu. Die Rente nahm meine Mutter als längst ersehnte Steigerung der Lebensqualität wahr.

Meine Schwiegermutter war noch früher, mit fünfzig Jahren, Rentnerin geworden. Sie hatte als Geologin auf Sachalin gearbeitet. Dort galt eine

besondere Regelung: Nach dreißig Jahren Arbeit durfte jeder in Rente gehen, egal wie alt er war. Und jeder, der sich bereit erklärte aufzuhören, bekam als Prämie zehn Monatsgehälter mit auf den Weg.

Für viele andere war es jedoch eine Tragödie, nicht mehr zu arbeiten. Ich denke, die ganze Menschheit teilt sich in dieser Frage in zwei Gruppen. Die einen glauben, Arbeit wirke lebensverlängernd, die anderen meinen, die Rente tue es. Die einen träumen bereits in der Schule davon, so schnell wie möglich die aktive Arbeitsphase hinter sich zu lassen, die anderen sehen allein in ihrer Arbeit die Rettung vor dem Altwerden.

Auch in Deutschland kenne ich glückliche Frührentner und Menschen, die bis zum letzten Atemzug arbeiten wollen. Seit vielen Jahren geht meine Mutter zu demselben Arzt, zu Herrn Doktor Vogel. Doktor Vogel gehört zu der zweiten Gruppe. Er war schon vor zwanzig Jahren der älteste Spezialist im Ärztehaus, aber mein Sohn geht noch heute zu ihm, wenn er eine Schulbefreiung haben will. Bei Doktor Vogel muss man nie lange im Wartezimmer sitzen: Nach einer Minute verlassen die Pati-

enten sein Zimmer, und die meisten sehen gesund aus. Ich habe mir das Erfolgskonzept von Doktor Vogel früher durch seine enorme berufliche Erfahrung erklärt. Einmal war ich mit einer kleinen Beschwerde bei ihm. Ich hatte eine Überreaktion auf Mückenstiche, die Stellen waren unnatürlich groß geworden und strahlten lila. Ob er so etwas schon mal gesehen habe, fragte ich Dr. Vogel. Er sagte nichts, lächelte mich nur an. Junger Mann, las ich in seinen Augen, ich habe Schlimmeres gesehen, da warst du noch nicht einmal geboren. Ich verkniff mir weitere freche Fragen.

Seine lange Beschäftigung mit kranken Menschen hat aus ihm einen optimistischen Fatalisten gemacht. Der Doktor wusste aus der Praxis, wie beschränkt die Möglichkeiten der Medizin waren und dass die Leute in der Regel von allein wieder gesund wurden, wenn sie nicht vorher starben. Sein Doktormotto war: Mach's nicht noch schlimmer, als es ohnehin ist. Den meisten seiner Patienten klebte Dr. Vogel ein Pflaster auf die Wunde. Wenn der Kranke sich damit nicht zufriedengab und noch einmal mit Beschwerden bei ihm auftauchte, bekam er eine Spritze, die der Arzt selbst liebevoll

als »Bombe« bezeichnete. »Die Bombe« sollte auf einen Schlag von allen Schmerzen, Allergien und Schwächen befreien.

Einmal habe ich ihn gefragt, was in dieser Bombe drin sei. Er antwortete nicht. Im Gespräch mit Doktor Vogel muss man alles zwei Mal wiederholen. Ich glaube, er ist schwerhörig. Bei seinem Kollegen, dem Ohrenarzt, der in Block B des Ärztehauses sitzt, möchte er aber nicht vorbeischaun. Ich glaube, er hat Angst, in Rente geschickt zu werden. In seiner Arbeit sieht er den Sinn des Lebens. Ich arbeite, also lebe ich, lautet sein Motto.

Die Freundinnen meiner Mutter haben in ihrem Moskauer Betrieb noch gearbeitet, da war meine Mutter schon seit dreißig Jahren in Rente. Unsere Tante aus Donezk, die früher in Nowosibirsk gearbeitet hatte, erzählte, die alten Akademiker aus dem dortigen Wissenschaftsstädtchen gingen überhaupt nie in Rente, lieber starben sie an ihrem Arbeitsplatz. Viele von ihnen könnten zwar das Institut nicht mehr finden, in dem sie arbeiteten. Sie würden aber jeden Morgen dorthin gebracht und abends nach Hause abgeholt.

»Ein furchtbares Bild«, meinte meine Tante, »wie

die Greise in den nebligen dunklen Morgenstunden durch die Schneeberge zur Arbeit torkeln.«

Bei der Mehrheit der russischen Bevölkerung hatte die Rente schon immer einen schlechten Ruf. Erstens wird das Geld schnell knapp, zweitens fängt man an, öfter krank zu werden. Solange man arbeitet, hat man keine Zeit, sich Gedanken über die eigene Gesundheit zu machen. Erst wenn man zu Hause sitzt und nichts tut, entwickelt man ein Gespür für die eigenen Beschwerden. Deswegen gehen viele Greise in Russland arbeiten. Niemand wundert sich darüber. Die späte Sowjetunion wurde ja ebenfalls fast ausschließlich von Greisen regiert. Als ich auf die Welt kam, war Generalsekretär Leonid Breschnew der erste Mann im Land. Laut Gerüchten hatte er während einer Zusammenkunft des Politbüros einen Schlaganfall erlitten, wollte die Sitzung aber auf keinen Fall verlassen. Als kluger, vorausschauender Politiker wusste er zu gut: Kaum schließt sich hinter einem die Tür, sofort wird ein anderer Genosse den Platz einnehmen. Der Landwirtschaftsminister hatte gerade seinen Jahresbericht über die gelungene Ernte vorgetragen, als es den Generalsekretär erwischte.

Er wurde, wie in solchen Situationen üblich, auf den Tisch gelegt, die Beine hielt man nach oben.

»Reden Sie bitte weiter!«, sagte Breschnew aus dieser unbequemen Position heraus zum Landwirtschaftsminister, als er wieder zu sich gekommen war.

Doch der Minister konnte ihn nicht verstehen. Durch den Schlaganfall hatte der Generalsekretär eine Lähmung im Gesicht, er konnte nicht mehr deutlich sprechen. Später schimpfte er über die deutschen Ärzte, die ihm ein Jahr zuvor ein künstliches Gebiss angepasst hatten. Er machte die Zahnärzte dafür verantwortlich, dass er nicht mehr deutlich reden konnte, er glaubte, die Zähne seien daran schuld. Er fuhr immer wieder nach Deutschland, um sein Gebiss zu verbessern. Aber je besser sein Gebiss wurde, desto unverständlicher klangen seine Reden. Das störte aber die Genossen im Politbüro nicht weiter. Die meisten von ihnen waren ohnehin taub oder litten unter Aufmerksamkeitsschwäche. Und das Volk hat es noch weniger gekümmert. Die Bürger hörten dem Generalsekretär sowieso nicht zu, sie waren mit ihren eigenen Problemen beschäftigt. Der Generalsekre-

tär konnte die Umlaute besser als die Silben aussprechen. Regelmäßig erschien er im Fernsehen um 21.00 Uhr in einem schwarzen mit Orden und Medaillen übersäten Anzug, sagte so etwas wie »A« und »O« und sorgte auf diese Weise für das Gefühl von Stabilität und Sicherheit im Land.

Einmal erschien er mehrere Tage hintereinander nicht in den Nachrichten, stattdessen lief »Schwanensee«, genauer gesagt die Szene »Der sterbende Schwan« im Fernsehen, die immer gezeigt wurde, wenn politische Änderungen bevorstanden. Das Land füllte sich mit Gerüchten, viele flüsterten unter der Hand, der Generalsekretär wäre in Wahrheit schon lange tot. Wie lange und ob überhaupt ganz tot der Generalsekretär war, darüber gingen die Meinungen im Volk wie üblich auseinander. Die Optimisten meinten, er sei schon lange tot, die Pessimisten sagten, er sei nur vorübergehend krankgeschrieben. Und tatsächlich trat Breschnew noch einmal im Fernsehen auf. Er machte den Eindruck, als hätten ihn die Genossen am Leseputz festgenagelt. Er bewegte sich kaum, konnte überhaupt keine zusammenhängenden Worte mehr von sich geben, machte nur noch Geräusche, zischte